

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 33.

Berlin, Dienstag den 18. März

1845.

### Frankreich.

#### Chateaubriand und sein neuestes Werk.

Chateaubriand, der berühmte Veteran der französischen Literatur, dessen Biographie der begierigen Lesewelt noch vorenthalten wird, hat vorläufig ein Stück seiner Lebensgeschichte dem neuesten Produkt seiner Feder einverleibt, es ist dies die in diesen Blättern bereits erwähnte „Vie de Rancé“, eine Biographie des bekannten Reformators von La Trappe, Jean Armand de Rancé, Abbé de la Trappe. Chateaubriand der Greis erzählt nach Art alter Leute, die vom Hundertsten ins Tausendste geraten; bald spricht er von den Zeitgenossen Rancé's, bald von seinen eigenen und, was gar seltsam klingt: von beiden mit jener kleinen Bosheit, jenem Wohlgefallen am Skandal, die weit entfernt ist von historischer Strenge. Seine Landsleute, und namentlich der geistreiche Kritiker Sainte Beuve, haben der Biographie Rancé's viel Beifall gestreut, sie beugen sich rücksichtslos vor dem Ruhm und dem Alter des Verfassers; ich gestehe aber, daß ich mich nicht zu ähnlicher Schonung gebrungen fühle. Es giebt überhaupt Ruhmesglorien, die, in der Nähe betrachtet, verschwinden wie der Abendstern, wenn er Fensterglas vergoldet; so giebt es auch Menschen und Bücher, deren Namen in der literarischen Welt gleichsam heilig gesprochen wurden, ohne daß die Tradition widerlegt wird, weil Niemand sie prüft, sondern blindlings glaubt. Wie mancher Nimbus würde sonst spurlos sich verlieren! Mit Chateaubriand's gefeiertem Namen ist es mir theilweis ähnlich ergangen; wie hatte mich nicht seine Atala begeistert, so lange ich sie nur von Hörensagen kannte! Schon der bloße Name klang mir wie personifizirter Blumenduft; ich glaubte, beim Lesen müßten die zartesten, heiligsten Empfindungen wie das fromme Echo einer Orgel in einsamer Kirche durch meine Seele vibriren — und was fand ich? Ein grellbuntes Gemisch von Phantasie und Sinnlichkeit, wie ich es nicht in die Hände unserer Jugend geben möchte! Die unleugbaren poetischen Schönheiten sind zu vereinzelt, um mit dem Ganzen auszuöhnen zu können; die feurige Natur der Tropenländer verstand der Verfasser meisterhaft zu schildern, aber in der Natur der Gefühlswelt ist er nicht heimisch, er verirrt sich beständig in Affectationen. Seine Liebe ist nur üppig, sein Schmerz gemaltes Feuer! Chateaubriand's Muse gehört überhaupt mehr der Phantasie an als der Empfindung und dem geistigen Element; das schimmernde Prisma der Phantasie erscheint zwar zuweilen wie Geistesfunken, aber der Geist fehlt doch und mit ihm die Ordnung und Klarheit, die Folgerichtigkeit. So hat auch Chateaubriand's berühmtestes Werk: le génie du Christianisme, von welchem Atala nur eine Episode ist, die späterhin abgefordert erschien, nicht das Verdienst einer schlagenden Beweisführung, sondern das einer Poetisirung des Christenthums, welche die Gemüther tief ergriff, weil sie in der Zeit gänzlicher Dürre und Verkommenheit in der religiösen Sphäre wie ein Sonnenstrahl erschien, nämlich unmittelbar nach den Stürmen der Revolution. Napoleon begünstigte die Erscheinung dieser wirklichen Schrift, um seinen Plänen zur Wiederbelebung des katholischen Kultus Vorschub zu leisten; später soll dies der Kaiser bereut haben, wie der Verfasser in der Vorrede zur Gesamtausgabe seiner Werke behauptet, da er als Parteiführer der Legitimisten dem kaiserlichen „Usurpator“ gefährlich geworden. Es ist dies wohl nur eine Autoreitelkeit, die an die ähnliche nur größere der Frau von Staël erinnert; mit Phrasen, wie sie Chateaubriand's Geist des Christenthums bringt, ließ sich der „Welteroberer“ nicht sprechen! Der Ruhm, den derselbe für Frankreich errungen, hat übrigens Chateaubriand nicht kalt gelassen; in seinem neuen Werk, dem oben genannten Leben des Abbé Rancé, streut er dem Kaiser eben so viel Beifall wie dem legitimistischen Jool Heinrich V. Die öftere Erwähnung der kniebeugenden Demonstration, die dem Prinzen in England von den Legitimisten, worunter Chateaubriand, dargebracht wurde, trägt neben den Ergießungen über Napoleon und die eigenen kleinen Lebensereignisse bedeutend zu der Zerflossenheit, Weilläufigkeit und Planlosigkeit des Buches bei. Die übrigen Abschweifungen verzeiht man eher, weil sie meistens von der Poesie der Erinnerung herbeigeführt werden und manche schöne Stelle bezeichnen. Chateaubriand ist ein Dichter, aber kein Historiker, das wird hinlänglich durch sein neuestes Werk bewiesen. Der Gegenstand desselben bietet übrigens reichen Stoff für ein interessantes Stück Spezialgeschichte aus der religiös bewegten Zeit des 17ten Jahrhunderts, wie sie sich in Frankreich manifestirte. Es ist merkwürdig, mit welcher Inbrunst der Neue die Sünder und besonders die schönen Sünderinnen, deren es viele gab, stets zur Buße zurückkehrten, sich in Klöster vergruben und trachteten durch ihr Beispiel die Mitmenschen zu erbauen und zu bekehren. Im folgenden Jahrhundert verlernte die Sünde jede Umkehr und setzte an die Stelle frommer

Neue die Philosophie des Zweifels, sie verspottete die Religion wie eine abgelegte Zuchtheimerin und suchte lachend nach Lebensgenuß. Bei den Nachkommen jener Zeit, unseren Zeitgenossen, hat der religiöse Zweifel eine andere Physiognomie angenommen: er ist melancholisch, der Spott hat sich in eine Art Trauer verwandelt über das Nichtglaubenskönnen, was zur Zeit der Encyclopädisten nur ein Nichtglaubenswollen war. — Neben der Gläubigkeit des 17ten Jahrhunderts machte sich aber die Verderbtheit nicht minder breit und bereitete den Untergang der erstern unausbleiblich vor, wenn auch die Buße, ich möchte sagen, noch Mode war. Es ist entsetzlich, wie verderbt besonders die Frauen und die Geistlichkeit jener Zeit waren; das Leben des Abbé Rancé, des nachherigen reuevollen Reformators von La Trappe, giebt ein unwiderlegliches Zeugniß davon ab. Selbst die vorsichtigsten günstigsten Biographen desselben können nicht verbergen, daß er, obwohl seit der Wiege für die Kirche bestimmt, nur für die Welt lebte, bis ein erschütterndes Ereigniß: der Tod einer geliebten Person, ihn zur Umkehr vermochte. Dieser Umstand spricht jedoch mehr für die Romantik seines Gefühls als für die Reinheit seiner Grundsätze. Die Geliebte des Abbé de Rancé war die Herzogin von Montbazon, die gefeiertste Schönheit am Hofe Ludwigs XIV., aber, wie fast alle Frauen jener Zeit, kokett und habfüchtig. Liebhaber und Bestechlichkeit wirkt Chateaubriand auch der schönen Herzogin von Longueville und der Prinzessin von Cleve vor, derselben, die uns in dem Roman der Frau von Lafayette als Tugendheldin dargestellt wird, und selbst die liebenswürdige Sevigné spricht er nicht frei von Habucht und Erbschleicherei. Die romantische Sage über den Tod der Geliebten Rancé's sucht Chateaubriand gültig zu erhalten, weil jeder Dichter sich dafür aussprechen müsse. Es wird nämlich erzählt, der verliebte Abbé sei von einer kleinen Reise zurückkehrend noch Abends spät in das Hôtel Montbazon gegangen, um die schöne Herzogin, die ihm nur zu oft Gelegenheit zur Eifersucht gegeben, zu überraschen. Als bevorzugter Liebhaber habe er stets den Schlüssel zu einem geheimen Eingange in die Zimmer der Herzogin bei sich getragen, und so sey es ihm möglich gewesen, von Niemanden bemerkt zu ihr zu gelangen. Er öffnete die Thür und findet die Geliebte im Sarge! Sie war während seiner achttägigen Abwesenheit plötzlich gestorben, und ihr schöner Kopf lag, in Folge einer von den Ärzten vorgenommenen Operation, abgeschnitten auf dem Tisch. Rancé, in Verzweiflung, bemächtigt sich des geliebten Hauptes und stürzt hinweg. Fortan arbeitete er an seiner Besserung und wünschte nichts eifriger, als seinen Schmerz in den Busübungen der Einsamkeit und Selbstabtödtung des Klosters von La Trappe zu begraben, wobei er den geliebten Totenkopf nie wieder von seiner Seite gelassen haben soll. Andere Biographen behaupten dagegen, die Herzogin von Montbazon wäre in der Blüthe der Schönheit an den Blättern gestorben, und ihr Freund Rancé habe ihr im Todeslampe beigekannt. Der tiefe Eindruck, den der Schmerz um den Verlust und das Entsetzen über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit von so viel irdischem Glück auf ihn gemacht, sei allerdings die Veranlassung seines veränderten Lebens gewesen. Er war erst 31 Jahr alt, als er der Welt Ballet sagte, die Herzogin dagegen schon über 45, als sie starb; wie sich das mit der vielgerühmten Blüthe der Schönheit zusammenreimt, lasse ich galanterweise dahingestellt seyn. Rancé zog sich nach dem Tode seiner Geliebten auf sein prächtiges Landhaus Bercy zurück, aber sein Schmerz steigerte sich nur dort, wo ihn so viel weltliche Erinnerung umgab, er verkaufte all sein Silbergeräth, seine Möbel und Bibliothek, und endlich auch das Gut selbst; den Ertrag schenkte er frommen Stiftungen. Er entsagte seinen Freunden und suchte sich ein Plätzchen, um darauf zu sterben, im Kloster. Die Abtei La Trappe war schon im Jahr 1122 gegründet, jedoch nach und nach in äußersten Verfall geraten; die Mönche waren nur noch dem Namen nach Mönche, die Klosterregeln existirten nicht mehr, selbst die Mauern des Klosters drohten den Einsturz. Rancé schritt mit Feuereifer zu Verbesserungen aller Art, aber er mußte lange kämpfen, bis sie ihm gelangen; er hatte das Schicksal aller Reformatoren, verkannt und gehemmt zu werden von denen, auf deren Hilfe er am meisten gezählt. So fand er in Rom, wohin er sich zweimal deshalb begab, keine Unterstützung; man hielt ihn für überspannt, für herrschfüchtig, und nannte seinen frommen Eifer una furia francese. Als er sich seines Vermögens entledigen wollte, hatte er mehr Mühe wie Mancher, der Vermögen erwerben will; seine Verwandten widerlegten sich seinem Vorhaben nach allen Kräften. Es dauerte lange, bis er in seiner klösterlichen Zurückgezogenheit die Ruhe fand, wonach er sich sehnte. Er ist von vielen Seiten angefochten, und bis zuletzt hat man ihm vorgeworfen, Jansenist zu seyn; sein Freund Bossuet übte jedoch so viel Einfluß auf ihn, um ihm eine andere Ueberzeugung beizubringen. Die Strenge des Jansenismus mußte des eifrigen Trappisten Sympathie erwecken, auch blieb er stets ein Verteidiger desselben. Wegen den im